

AUS IHRER WANGE, DAS LEBEN

I.

Das Erste, was sie bemerkte, war das stechende Gefühl in ihrer Wange. Durchs Mark fahrend, wie ein Dorn, der kräftig und plötzlich aus dem Mundraum ins Fleisch gestochen wurde. Sie zuckte zusammen. Fuhr mit der Zunge über die schmerzende Stelle in der Erwartung etwas zu spüren: einen Fremdkörper, vielleicht einen Krümel von dem Knäckebrötchen, das sie gegessen hatte? Eine raue oder wunde Stelle? Vielleicht hatte sie erwartet Blut zu schmecken, auf eine Erhebung zu treffen. Aber da war nichts. Zum Vergleich prüfte sie mit der Zungenspitze die andere Wange. Absolut gleich. Nichts zu spüren. Ein Phantomschmerz, aus dem Nichts auf- und dann gleich darauf wieder hineingetaucht. Seltsam, dachte sie bei sich. Vielleicht hatte sie sich das nur eingebildet.

Dann stach es erneut zu. Ihre Augenlider zuckten, ihre Hände. Nervös strich die Zunge wieder und wieder über die Stelle, nur um nichts zu finden. Absolut nichts. Ungeduldig fuhr sie mit dem Zeigefinger in ihrem Mund herum, etwas zu spüren, eine Reaktion auszulösen, eine kleine Unebenheit, eine Stelle, an der es brannte, wenn man sie traf. Den Punkt zu treffen, der den Schmerz ausströmte. Irgendetwas.

Als es das dritte Mal zustach eilte sie zum Spiegel. Verdrehte ihren Kopf, zog mit den Fingern die Mundwinkel auseinander, um zu sehen, was in ihrem Mund vor sich ging. Um vielleicht eine weiße oder gerötete Stelle zu finden, oder – Gott, bewahre – eine schwarze? Etwas *Sichtbares*. Aber es war ebenso wenig zu sehen wie etwas zu fühlen war. Vielleicht, dachte sie, vielleicht, drehe ich durch.

II.

In der ersten Nacht schlief sie ungestört. Erst als der nächste Morgen dämmerte und sie die letzten stillen Minuten des Tages in ihrem Bett verbrachte, kam der Schmerz plötzlich und durchdringend zurück. Wieder zuckten ihre Lider. Wieder fuhr sie mit der Zunge durch den Mund. Wieder: nichts. Still und starr blieb sie liegen, die wirren Haare im Gesicht, mit trockenem Mund, zerwühlter Bettdecke. Noch ein Stich. Verletzend, es fühlte sich verletzend an – wo war das Blut? Wieso blutete der Schmerz nicht? Wieso stach sie so unverkennbar ein Stachel, tief ins Fleisch, dass der Schmerz durch ihren Kopf hallte, dass sie erzitterte, dass sie zuckte und die Wunde blieb aus, das Blut blieb aus?

Mit dem nächsten Stich sprang sie aus dem Bett, hinüber zum Spiegel, sie stürzte fast über das, was fälschlicherweise auf dem Boden lag, rettete sich mit einem Griff nach der Klinke. Aus dem Spiegel blickte ihr das eigene verschlafene Gesicht geziert mit Augenringen und Kissenabdruck entgegen. Sie strich die wirren Strähnen zur Seite, riss den Mund auf. Das helle Morgenlicht fiel in einem günstigen Winkel. Sie wiegte den Kopf hin und her, kam näher, bis ihre Stirn auf dem kalten Glas lag, wich

wieder zurück, nicht sicher, ob sie ihren Augen trauen wollte, in denen noch der Schlaf hing. Sie blinzelte, nichts tat sich. Sie blinzelte erneut. In ihrer Wange schimmerte es grün. Sanft nur, nicht auffällig oder eindrücklich. Ein erste-Knospen-im-Frühling-grün, zurückhaltend, aber eindeutig *da*. Nur zur Sicherheit blinzelte sie noch ein drittes Mal, diesmal fester. Dann schloss sie den Mund, sah in ihre eigenen erstaunten Augen, stellte das Wasser an – kalt – und warf sich eine Handvoll ins Gesicht, rubbelte es mit dem Handtuch wieder fort, machte den Mund wieder auf. Ohne Zweifel, immer noch ein grüner Schimmer. Nichts mit Zunge oder Fingern zu ertasten, noch immer kein Blut, kein Geschmack. Nur das Grün.

Sie trank sieben Gläser Mineralwasser, aber es blieb. Sie aß Frühstück und putzte sich die Zähne. Immer noch grün. Zur Sicherheit: antiseptisches Mundwasser. Für den Notfall. Falls ich schimmele, dachte sie.

Als es wieder stach, zuckte sie nicht mehr. Still spürte sie dem Schmerz nach, wie er sich aus ihrer Wange durch den Mundraum zum Kiefer und hindurch in ihre Nase, dann die Stirn wandte. Wie er sich netzartig um ihren ganzen Kopf legte und sich dann – zack – wieder auflöste. So ruckartig wie er gekommen war.

Sie hatte es erwartet. Sich auf den Tisch einen Spiegel gestellt, um alle paar Minuten nach dem Grün zu sehen. Es verschwand nicht, aber es schien auch sonst nichts zu tun. Sich nicht auszubreiten, sich nicht zu vertiefen, nicht zu verfärben. Zumindest, dachte sie. Und fuhr mit der Zunge über den Fleck.

Die Stiche blieben. Unregelmäßig, aber beständig. Immer, wenn sie es nicht erwartete, wenn sie es kurz vergessen hatte. Wie um sie immer wieder zu erinnern. Sie auf Trab zu halten. Sie sah ihr Abbild in dem Spiegel. Gehetzt. Nervös. Dass in dieser Nacht ihre Träume grün gefärbt schienen, die Welt hinter ihren geschlossenen Augen grüner wirkte, fiel ihr kaum auf.

III.

Am nächsten Morgen stand sie früh vor dem Spiegel. Sie brauchte den Mund nicht zu öffnen, um zu sehen, was die Nacht ihr gebracht hatte. Es war wieder sanft, aber ganz eindeutig. Auf ihrer blassen Haut hatte sich ein grüner Schimmer ausgebreitet. Zwischen Grübchen und Kieferknochen. Prüfend drückte sie von außen wie innen ihre Zeigefinger auf die Stellen. Direkt übereinander. Als wäre die Farbe durch das Fleisch gewichen, um obere Gewebeschichten zu erreichen. Vielleicht sucht es Luft und Licht, dachte sie und wusste nicht, ob sie beunruhigt war oder irritiert. Sie schaltete das Licht an und aus, drehte sich vor dem Spiegel umher. Grün blieb grün. Stach heraus aus ihrem farblosen Gesicht. Zwischen blassen Lippen, hellen Augen, aschfarbenem Haar. Vorsichtig strich sie mit den Fingerkuppen darüber. Die Haut fühlte sich hier nicht anders an als auf der anderen Wange, der Stirn, am Kinn, im Dekolleté. Ein wenig rau, trocken. Sie wusch sich das Gesicht, sie machte sich fertig. Der grüne Fleck blieb ihr im Gesicht wie ein treuer Begleiter stehen.

Wie man sich an alles gewöhnt, so gewöhnte sie sich auch an den kurzen Schmerz. Noch immer huschte ihre Zunge reflexartig über die Stelle im Mundinnenraum, war beruhigt, wenn sie nichts schmeckte, nichts fühlte, jedes Mal wenn der gestaltlose Stachel ihr Fleisch schnitt. Aber sie zuckte nicht mehr. Sie seufzte nur leise, wenn das Beben des Stiches durch ihren Kopf wallte.

IV.

Am vierten Morgen erwachte sie mit einem merkwürdigen Gefühl in der Wange. Als hätte jemand etwas darauf abgelegt, einen kleinen Stein vielleicht. Kühl und hart. Sie riss die Augen auf. Ohne nachzufühlen – sie traute sich nicht – sprang sie auf und hinüber zum Spiegel. Immer noch lag der sanfte grüne Schleier auf ihrer Wange, aber nun hatte er sich zu einem Hügel hinaufgehoben, die Haut war aufgebrochen, und während sie ihrem Spiegelbild näher kam konnte sie langsam erkennen, dass eine dunkelgrüne Spitze herausragte. Kaum einige Millimeter lang, kaum einen Millimeter im Durchmesser. *Winzig klein*. Eine grüne Spitze, wie ein Dorn. Vorsichtig bewegte sie ihre Zunge über ihren Gaumen durch den Mund bis in die Wange. Sie ertastete nichts. Sie öffnete den Mund um nachzusehen. Es war nichts zu erkennen. Nur aus ihrer Wange war es herausgebrochen.

Lange besah sie reglos ihr Gesicht im Spiegel. Es stach nicht mehr. Ein gutes Zeichen, dachte sie. Ein gutes Zeichen. Ihre Finger näherten sich der Bruchstelle, aber sie zuckte zurück. Den ganzen Tag lang vermied sie jede Berührung. Kein Fingerstreichen; kein Haar sollte darankommen. Erst am Abend, als ihre müden Augen sich wieder im Spiegel fanden, kam vorsichtig das Wasser. War der Dorn gewachsen?

V.

Jeden Morgen besah sie nun behutsam, wie der Dorn immer weiter aus ihrer Wange kam, sich seinen Weg zum Licht suchte, wie Pflanzen die Sonne nun einmal suchten, um zu wachsen. Und dem Dorn folgte nach einigen Tagen ein dünner, grüner Stängel, aus dem dann wiederum mehr Dornen entsprangen, während er sich langsam, vorsichtig, aus ihrem Gesicht wand, erst vorwärts tastend, dann sich hochbeugend, gen Zimmerdecke, gen Himmel. Mit Staunen besah sie, was aus ihrem Gesicht kam. Nach allen Spiegeln wandte sie ihren Blick, Aschehaare, Augentrübe missachtend. Aus ihrer Wange entsprang neue Farbe. Wie ein grüner Schleier lag sie um ihr Gesicht. Wie eine freudig grüne Stimmung.

Er wuchs, Woche um Woche, Zentimeter um Zentimeter. Schließlich hatte er sich halb nach hinten um ihren Kopf gewunden, in weiser Voraussicht schien es, ihr die Sicht nicht zu versperren. Nachts ziepte es in ihrer Wange, manchmal hörte sie es leise knistern. Sie band ihr Haar zurück, dass es sich nicht in den spitzen Dornen verfang. Sie goss die Pflanze mit dem Wasser, mit dem sie sich wusch. Sie bestaunte das zarte Leben, das sich um sie herum ausbreitete.

VI.

Die Knospe entdeckte sie zufällig in einem Schaufenster, in dem sie sich im Vorbeigehen spiegelte. Zwischen zwei Schaufensterpuppen erschien sie, lachend, der Stängel froh wippend um ihren Kopf gewunden, schickte er sich langsam an über sie hinaus zu wachsen. Vorsichtig betastete sie die kleine grüne Kugel. Ja, hier kam ihre erste Blüte. Um sie herum tobte der warme Frühling mit all seinen Blumen und Vögeln. Sie würde sie wie eine Krone krönen, die natürliche Insignie einer Königin. Einer Königin ihres Lebens und des Sommers, der mit erhobener Hand vor der Tür stand, bereit dagegen zu klopfen und in die Welt zu marschieren, wo er sehnsüchtig erwartet wurde.

An diesem Abend goss und wusch sie ihre Blume ein wenig länger, während ihr Blick im Spiegel hängen blieb, den Kranz von ihrer Wange, wo er aus seinem sanften, grasgrünen Fleck entsprang, um ihr im Abendlicht glühendes Haar herum, einen Schlenker nach rechts dann nach links machend, hinter ihrem Kopf aus ihrem Blick entwindend und dann über ihn hinausspringend, verfolgte.

VII.

Die Wochen vergingen, die Tage zogen ins Land, die Knospe wurde ihr stummer Freund und als draußen die Sonne endlich so warm aufging, dass die Vögel in Liebeslieder ausbrachen und die Blumen ihre Häupter schutzsuchend gen Schatten neigten, aus dem Himmel zur Erde der Duft nach Freiheit sprühte, da brach aus der Knospe an dem Stängel die Blüte einer Rose hervor und leuchtete und glühte im frühen Licht.

Sie trat vor ihren Spiegel und besah sich lächelnd und ihr Lächeln hob die rote Blume hoch hinaus in die freie Luft, wo ihr weder die Sorgen noch die Trauer der Erde im

Sie goss die Blume, sie trat vor ihre Haustür und die Welt lächelte ihr zu, sie strahlte ihr entgegen. Und die Rosenblüte schwebte über ihrem Stängel, über ihrem Haar, ihrem Kopf dahin und grüßte zurück.

Der Sommer, dachte sie, das ist der Sommer.